



Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de

Richard Crompton

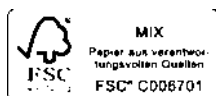
WENN DER MOND STIRBT

Kriminalroman

Deutsch von
Claudia Feldmann

Deutscher Taschenbuch Verlag

Alle Figuren in diesem Buch sind frei erfunden,
jede Ähnlichkeit mit tatsächlichen
lebenden oder toten Personen wäre rein zufällig.



Deutsche Erstausgabe 2014
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

© 2013 Richard Crompton

Titel der englischen Originalausgabe:

›The Honey Guide‹ (Weidenfeld & Nicolson, London 2013)

© 2014 der deutschsprachigen Ausgabe:

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Die Geschichte ›Der Ursprung des Todes‹ basiert auf einem Auszug aus
›Oral Literature of the Maasai‹ von Naomi Kipury, verwendet mit freund-
licher Genehmigung von East African Educational Publishers Ltd., Nairobi

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel | punchdesign, München,
unter Verwendung eines Motivs von photocase.com/Michael Götz

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Aldus 10/13,5'

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26015-2

Für Katya

Vorwort

Die Handlung dieses Romans spielt in den Tagen unmittelbar vor und nach der kenianischen Präsidentschaftswahl vom 27. Dezember 2007.

Trotz der Vorwürfe, die Wahl sei von beiden Seiten manipuliert worden, wurde der amtierende Präsident Mwai Kibaki am 30. Dezember erneut vereidigt, was im ganzen Land zu Protesten und Ausschreitungen führte.

Einige der schlimmsten Gewaltszenen spielten sich in den Slums der Hauptstadt Nairobi ab, wo die seit langem schwellenden ethnischen Spannungen zum Ausbruch kamen.

Die hier erzählte Geschichte ist frei erfunden. Der zeitliche Ablauf entspricht den Tatsachen, und auch die meisten Orte existieren wirklich, aber dieses Buch will kein Ereignisbericht sein, sondern eher ein Versuch, die Atmosphäre, die Energie und den Mut dieser bemerkenswerten Stadt einzufangen, die ich als mein Zuhause betrachte.

Schätzungen zufolge verloren in den Ausschreitungen nach der Wahl zwischen 800 und 1500 Kenianer ihr Leben. Zahllose weitere verloren ihr Zuhause und ihren gesamten Besitz und mussten Gewalt und Entbehrungen erdulden. Dieses Buch ist ein Tribut an jene, die umkamen, und an den Einfallsreichtum derer, die überlebten.

Der Ursprung des Todes

Am Anfang gab es keinen Tod. Dies ist die Geschichte, wie der Tod auf die Welt kam.

Es war einmal ein Mann namens Leeyio. Er war der erste Mann, den Naiteru-kop auf die Erde gebracht hatte. Eines Tages rief Naiteru-kop Leeyio zu sich und sagte zu ihm: »Wenn ein Mensch stirbt und du seinen Körper wegbringst, darfst du nicht vergessen zu sagen: ›Mensch stirbt und kommt zurück, Mond stirbt und bleibt fort.««

Viele Monate vergingen, und niemand starb. Als schließlich das Kind eines Nachbarn das Zeitliche segnete, wurde Leeyio gerufen, um den Körper wegzubringen. Als er das tote Kind aus der Hütte trug, machte er einen Fehler und sagte: »Mond stirbt und kommt zurück, Mensch stirbt und bleibt fort.« Und von da an überlebte kein Mensch den Tod.

Wieder vergingen einige Monate, und dann starb Leeyios eigenes Kind. Der Vater trug das Kind aus der Hütte und sagte: »Mond stirbt und bleibt fort, Mensch stirbt und kommt zurück.« Als Naiteru-kop dies hörte, sagte er zu Leeyio: »Nun ist es zu spät, denn durch deinen eigenen Fehler wurde der Tod geboren, als das Kind deines Nachbarn starb.« So kam der Tod auf die Welt, und so kam es, dass bis zum heutigen Tag ein Mensch, der stirbt, für immer fort bleibt, während der Mond, wenn er stirbt, immer wieder zurückkommt.

Alte Massai-Sage

1

Samstag, 22. Dezember 2007

Die Sonne steht hoch am Himmel, und auf der Biashara Street ist Schatten ebenso rar wie Barmherzigkeit. Wo es welchen gibt – in Ladeneingängen und Seitengassen, den Höhlen und Schluchten der Stadt –, duckt sich das Leben hinein. Augen blinzeln und beobachten geduldig.

Sie sehen einen Mann und einen Jungen, die über den Fußweg gehen. Der Junge macht nach jedem dritten oder vierten Schritt einen Hüpfen, um den großen Schritten seines Begleiters folgen zu können.

Der Mann wiederum hat sich ein wenig hinuntergebeugt, um besser mit dem Jungen reden zu können. Würde einer von ihnen die Hand ausstrecken, würde der andere sie sicher nehmen, doch ihre Haltung lässt erkennen, dass keiner von beiden dieses Angebot machen wird. Sie sind Vater und Sohn.

»Aber wo willst du damit fahren?«, fragt der Vater leicht gereizt. Offensichtlich führen sie dieses Gespräch nicht zum ersten Mal.

»Überall!«, erwidert der Junge. »Ich könnte für dich einkaufen fahren.«

»Adam, wir sind in Nairobi. Wenn du hier allein mit dem Rad fährst, riskierst du dein Leben. Hast du gesehen, was auf den Straßen los ist?«

»Dann eben in der Wohnanlage. Bei Grandmas Haus. Da ist

es sicher. Michael hat auch ein Fahrrad. Und Imani auch, und die ist erst sieben.«

Der hoch gewachsene Mann bleibt plötzlich stehen, so dass der Junge gegen dessen Beine läuft. Etwas beunruhigt ihn: ganz nah, fast greifbar und doch nicht zu fassen. Als würde es gleich Ärger geben.

Wenn ich doch bloß *einmal* diesen verdammten Instinkt abstellen könnte, denkt Mollel. Einfach ungestört durch die Stadt bummeln und Zeit mit meinem Sohn verbringen. Ein ganz normaler Mensch sein und kein Polizist.

Aber das kann er nicht. Er ist, was er ist.

»Da, genau das will ich haben!«, sagt Adam und zeigt auf ein Schaufenster.

Mollel nimmt vage ein paar Fahrräder in dem Geschäft wahr, doch seine Augen beobachten das Bild, das sich in der Scheibe spiegelt. Ein paar junge Mädchen, plappernd und Kaugummi kauend, Handys in der Luft wie Fächer, Handtaschen über die Schultern geschlungen wie Patronengurte. Und aus den Schatten schauen noch andere, hungrige Augen hinüber. Lässig und doch zielstrebig, jeder für sich und doch vereint, beobachten die Männer unauffällig, kommen scheinbar beiläufig näher und kreisen ihre Beute ein wie Jagdhunde.

»Geh in den Laden«, sagt Mollel zu Adam. »Und bleib da, bis ich dich hole.«

»Echt, Dad? Darf ich mir ein Rad aussuchen?«

»Bleib da drinnen«, sagt Mollel und schiebt den Jungen durch die offene Tür. Als er sich umdreht, ist es bereits passiert. Die Männer verschwinden wieder, die Mädchen haben noch gar nichts bemerkt. Er behält einen von ihnen im Auge, der rasch davongeht und sich dabei eine goldfarbene Plastikhandtasche – so gar nicht sein Stil – unters Hemd schiebt.

Mollel folgt ihm, passt sich dem Tempo des Jagdhunds an, bleibt jedoch auf Abstand, um ihn nicht aufzuscheuchen.

Wenn er in eine Seitengasse abtaucht, ist er weg. Jetzt ein bisschen schneller, um ihn nicht zu verlieren. Raus aus der Biashara Street. Über die Muindi Mbingu. Zwischen den fahrenden Autos hindurch, ohne das Hupen zu beachten. Hier ist deutlich mehr los.

Der Jagdhund ist um die zwanzig, schätzt Mollel. Sportlich. Die Ärmel seines Hemdes sind abgeschnitten, nicht um die muskulösen Arme zu zeigen, sondern um es leichter loszuwerden. Mollel kennt das. Die Knöpfe an der Vorderseite sind nur Dekoration, darunter ist entweder Klettband oder eine Druckknopfleiste, für den Fall, dass jemand ihn zu fassen kriegt. Der steht dann nämlich nur mit dem Hemd in der Hand da, wie eine abgelegte Schlangenhaut.

Während Mollel überlegt, wie er vorgehen soll – ein Hechtsprung auf die Beine oder ein Klammergriff um die Brust –, registriert er, dass der Dieb auf den Marktplatz zusteuert. Jetzt muss er die Lücke schließen. Wenn er ihn da drinnen verliert, ist die Sache gelaufen.

Auf dem Markt, der einen ganzen Block einnimmt und mehr Ein- und Ausgänge hat als der Bau eines Klippdaches, wimmelt es an einem Tag wie diesem von Leuten, die sich in den erlösenden Schatten flüchten. Mollel erwägt kurz, ob er »Halt! Mwezi! Polizei!« rufen soll, lässt es jedoch, denn es würde ihn wertvolle Zeit kosten. Der Dieb springt die Stufen hinauf, wobei er geschickt einem Haufen Fischabfälle ausweicht, hält kurz inne, um einen Blick über die Schulter zu werfen – ein wenig erschöpft, wie Mollel findet –, dann taucht er in das Halbdunkel ein. Mollrels hagerer Körper ist nur wenige Schritte hinter ihm, sein Herz pocht, er atmet tief bis in die Lungenspitzen, obwohl sein Magen bei dem starken Fischgeruch rebelliert. Es ist schon eine Weile her, seit er das zuletzt gemacht hat, und er genießt es.

Er braucht einen Moment, um sich an das Dämmerlicht zu

gewöhnen. Anfangs sieht er nur die hohen, schmalen Fenster, wie Säulen aus Licht. Doch die Geräusche beschreiben ihm, was er nicht sehen kann: das Gemurmel des Handelns, das Gackern der Hühner, das bunte Gemisch aus Gelächter, Geplauder und Gesang, das ganze lärmende Treiben des Lebens.

Und inmitten all dieses Treibens ein Treiben, das da nichts zu suchen hat. Jetzt hört er es nicht mehr nur, sondern sieht es auch, nur ein paar Stände weiter. Stolpernde Gestalten, protestierendes Geschrei. Seine Beute.

Durch eine Lücke in der Menge erblickt Mollel den Dieb. Er hat seinen Verfolger bemerkt und bringt Leute zu Fall und stößt Waren zu Boden, um ihn abzuschütteln. Zwecklos, ihm durch diesen Gang zu folgen. Ein kurzer Blick nach links und rechts, dann entscheidet Mollel sich für rechts, umrundet einen Stand und läuft den nächsten Gang entlang. Er hat den Dieb zwar immer noch im Blick, aber auf diese Art wird er ihn nicht kriegen. Ein Stück weiter hat jemand Hirsensäcke vor einem Stand aufgetürmt. Seine Chance. Mit zwei Sätzen ist er oben und balanciert auf den Holzbrettern.

Die Frau hinter dem Stand fängt wütend an zu schimpfen und schlägt mit ihrer Kornschaufel nach seinen Beinen: »Runter da!« Doch er ist schon fort, springt auf den nächsten Stand, hofft, dass das klapprige Gestell seinem Gewicht standhält – das tut es –, läuft weiter, springt und hofft erneut, und wieder hält es.

Hier oben hat er eine bessere Sicht, und er kommt schneller vorwärts, trotz der aufgebrachten Standbesitzer, die versuchen, ihn zu verscheuchen, zu packen oder hinunterzuzerren. Er steht – buchstäblich – über allem, konzentriert sich ganz auf die Verfolgung.

Der frische, saubere Geruch von Paprika und Zwiebeln durchbricht die staubige Trockenheit der Hirse. Ein leichte-

res Manövrieren. Im Zickzack springt er über das aufgetürmte Gemüse, muss daran denken, wie er als kleiner Junge die Ziegen über das Felsgeröll gejagt hat. Ohne den nötigen Schwung geht nichts. Jeder Schritt ein möglicher Sturz. Aber es gibt einen Trick: Sei schneller.

Empörtes Geschrei erfüllt seine Ohren, dennoch fühlt es sich so an, als wäre es in der riesigen Halle vollkommen still: Es gibt niemanden außer ihm und dem flüchtenden Mann. Der Abstand zwischen ihnen bemisst sich in Herzschlägen, Armeslängen, Fingergriffen.

Und dann ist er aus der Tür.

Plötzlich steht Mollel auf dem letzten Stand, umringt von wütenden Gesichtern. Die Leute versperren ihm den Weg, greifen nach seinen Fußknöcheln. Er sieht den Hinterkopf des Diebes, der gleich da draußen in der Menge verschwinden wird. Er greift nach unten, spürt etwas Hartes, Haariges – Kokosnüsse – unter seinen Füßen. Noch so ein Ziegenhirten-Trick: Wenn das Tier außer Reichweite ist, wirf etwas nach ihm.

Die Kokosnuss ist aus seiner Hand, bevor er auch nur darüber nachdenkt. Sie fliegt in einem flachen Bogen über die Köpfe der Standbesitzer und durch das helle Rechteck des Ausgangs. Er hört sogar das Krachen, und die Anspannung lässt nach. Jetzt hat er Zeit, seinen Ausweis herauszuholen und sich einen Weg nach draußen zu bahnen, wo sich ein Kreis gebildet hat.

Nun ist die Menge nachgiebig, neugierig. Der hintere Teil des Marktes gehört den Fleischern, und der metallische Geruch nach Blut hängt in der Luft.

Die Leute machen ihm Platz, und Mollel tritt in den Ring. Der Dieb hockt auf den Knien und reibt sich benommen den Kopf; die goldene Handtasche ist auf den Boden gefallen. Die zerbrochene Kokosnuss haben sich bereits zwei Kinder ge-

schnappt. Sie stehen ganz vorne in dem Kreis, lutschen an dem süßen Fleisch und grinsen Mollel zu. Essen umsonst, und dazu noch eine Action-Show. Was will man mehr?

»Sie kommen jetzt mit«, sagt Mollel. Der Dieb antwortet nicht. Aber er steht taumelnd auf.

»Ich sagte, Sie kommen jetzt mit«, wiederholt Mollel. Er tritt einen Schritt vor und packt den Dieb am Oberarm. Der ist so dick, dass Mollel ihn nicht umfassen kann, und stahlhart. Er hofft, dass der Kerl zumindest so lange benommen bleibt, bis er ihn zum Revier gebracht hat. Wenn er doch nur Handschellen dabei hätte ...

In dem Moment dreht sich der Arm aus seinem Griff, und Mollel schafft es gerade noch, zur Seite zu springen, so dass ihn der Schlag gegen die Schläfe nicht ganz so hart trifft. Von wegen benommen – das war nur gespielt. Der Dieb ist putzmunter und in Angriffsstellung. Er stürzt sich auf Mollel, doch der weicht aus. Die Menge jubelt. Er ist stark, wirkt aber nicht sehr koordiniert, dieser Kämpfer, und der Polizist hofft, dass er ihn mit einem geschickten Schulterstoß erneut zu Boden werfen kann. Mollel ergreift seine Chance und wirft sich mit gesenktem Kopf gegen die Brust seines Gegners, aber der Dieb ist schneller und pariert den Angriff mit unerwarteter Leichtigkeit. Mollel spürt einen scharfen, heftigen Schmerz im Kopf – überall –, ein Stechen und Reißen, den Schmerz der Überwältigung und Niederlage.

Sein Gegner lacht, und aus der Menge ertönen Beifallsrufe. Die sind nicht auf seiner Seite. Mollrels Kopf wird von rechts nach links und von oben nach unten geworfen. Und er kann nichts dagegen tun.

»Jetzt hab ich dich, Massai«, spottet der Dieb.

Er hat seine Daumen durch Mollrels Ohrläppchen geschoben.

Der Fluch seines Lebens, diese Ohrläppchen. Lang und ringförmig, seit seiner Kindheit gedehnt, so dass sie jetzt bis unter seinen Kiefer hängen. Die *i-maroro* sind unter den Massai ein Zeichen des Stolzes und des Kriegerturns, aber überall sonst ein Objekt des Spotts und der Vorurteile. Er kennt viele Massai, die sich die Ohrläppchen haben entfernen lassen, aber irgendwie haben die Stummel für ihn etwas Trauriges, und die operierten Ohren sind genauso auffällig wie seine eigenen.

Immerhin, einen Vorteil hat es: Keiner kann sie an den Ohren packen.

Die Umstehenden schütten sich aus vor Lachen; da braucht er wohl nicht mit Hilfe zu rechnen. Sie haben noch nie einen Polizisten gesehen, der an seinen Ohren geführt wurde wie ein Ochse am Nasenring. Selbst der Dieb, der ihn aus einer Armeslänge Entfernung angrinst, scheint sein Glück kaum fassen zu können.

»Okay, jetzt pass mal gut auf, Massai«, sagt er. »Wir zwei gehen jetzt schön langsam raus zur K-Street. Ich reiße dir nicht deine hübschen Ohren ab, und du läufst nicht hinter mir her. Wenn du verstanden hast, nicken. Ach, wie dumm von mir, das kannst du ja nicht. Soll ich das für dich tun? Ja, so ist's brav!«

Ein echter Komiker, denkt Mollel, während sein Kopf auf und ab gezogen wird. Der Dieb genießt die Vorstellung. Er gibt sogar ein bisschen an mit seinem gefangenen Polizisten, präsentiert sich der Menge mit stolzgeschwellter Brust. Lass ihn ruhig, denkt Mollel. So ist er nicht auf das vorbereitet, was ich gleich tue.

Was er tut – schnell und brutal –, entlockt sämtlichen umstehenden Männern ein mitfühlendes Stöhnen. Sie können sich nur zu gut vorstellen, was ein stahlkappenverstärkter Polizei-

stiefel in Größe 45 anrichten kann, wenn er in intimen Kontakt mit seinem Ziel kommt.

Beinahe zärtlich lässt der Dieb Mollels Ohren los. Seine Augen blicken gequält und schmerzerfüllt in die des Polizisten. Diesmal wird Mollel keine Schwierigkeiten haben, ihn zum Revier zu bringen.

2

»Wenn wir wären in China«, schluchzt die chinesische Frau, »wir würden nicht machen so viel Theater. Wir würden uns kümmern!«

»Tja, wir sind hier aber nicht in China«, erwidert der diensthabende Sergeant. »Hier machen wir die Dinge, wie es sich *gehört*.« Er leckt seinen Kugelschreiber an und beugt sich über ein großes Buch. »Nummer der Arbeitserlaubnis?«

»Hier geht nicht um mich, geht um meine Vermieter! Hat genommen mein Geld und Schloss getauscht! Mit wem ich soll schlafen heute Nacht, hm?«

In der allgemeinen Erheiterung, die dieser Satz auslöst, nimmt Mollé über die Köpfe der Leute hinweg Blickkontakt mit dem Sergeant auf. Er ist froh, dass es Keritch ist – keine unangenehmen Fragen. Nur ein neugieriger Blick, als die Klappe geöffnet wird, um ihn durchzulassen. Als Mollé seinen Gefangenen durch den Flur zum Büro der Kriminalpolizei führt, hört er, wie Keritch seufzend wiederholt: »Nummer der Arbeitserlaubnis? Und hat hier *irgendwer* einen Stift, der schreibt?«

Polizeizentrale. Es ist lange her, dass er hier gewesen ist. Nichts hat sich verändert. Es riecht nach Schweiß und frischer Farbe – es ist einfacher, die Wände alle paar Jahre zu streichen, als sie täglich zu reinigen. Das einstöckige Gebäude war früher ein Farmhaus, und jetzt geht es förmlich unter zwischen den riesigen modernen Gebäuden, die drumherum

entstanden sind. Das verschlafene, rustikale Äußere passt überhaupt nicht zu dem unablässigen Treiben im Innern, und es weckt die Vorstellung von einem Nairobi, das von einem gutmütigen, Fahrrad fahrenden Bobby aus der Kolonialzeit überwacht wird – was zu der Zeit, als das Haus gebaut wurde, wahrscheinlich sogar der Fall war. Aber heutzutage könnte dieses Bild kaum weiter von der Wirklichkeit entfernt sein.

»Sieh an, der Massai. Und du hast uns ein Geschenk mitgebracht, wie ich sehe?«

Mollel führt den Gefangenen in das Büro der Kripo. Ramponierte Schreibtische und überquellende Aktenregale sind in einen Raum gequetscht, der früher offensichtlich ein Schlafzimmer war. Mwangi sitzt an seinem alten Platz, die Füße auf dem Tisch, und liest die ›Daily Nation‹. Angegraut, zynisch, der Schnauzer etwas mehr von Weiß durchzogen. Mollel geht auf ihn zu und klappt die Vorderseite der Zeitung um.

»He, was soll das?«

»Ich schaue nach dem Datum. Das ist die einzige Möglichkeit festzustellen, ob du dich in den letzten zwei Jahren überhaupt bewegt hast.«

»Ich wäre mir da nicht so sicher«, sagt ein jüngerer Mann. Hemdsärmelig, eine halb gegessene *sambusa* in der Hand, die Anfänge eines Polizistenschnauzers. »Er lässt sie sich mittlerweile hierher liefern.«

»Mollel, das ist Kiunga. Mein neuer Partner«, sagt Mwangi. »Und ob du's glaubst oder nicht, Kiunga, der Massai hier war auch mal mein Partner.«

»Ich habe von Ihnen gehört«, sagt Kiunga unverbindlich.

»Jeder hat von ihm gehört«, sagt Mwangi. »Die Frage ist, was macht er wieder hier in der Zentrale? Nach allem, was ich weiß, haben sie ihn zur Verkehrsüberwachung nach Loresho versetzt.«